

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 229.

Montag, 22. August

1932.

Die Schönste im Land

Roman von Heinz Lorenz Lambrecht.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Das gab Filip zu, sprach aber schnell von etwas anderem. Nur keine neuen Reibungspunkte schaffen, dachte er.

Als sie nach dem Essen wieder wie damals, als Filip der schüchterne Bittsteller war, bei Motta und Zigarre in Klubesseln einander gegenüberßen, sagte er: „Eigentlich ist es sehr gemütlich bei dir, Tante.“

„Indest du?“ .Um ihren kräftigen Mund mit den großen Zähnen ging ein Zucken von Ironie. „Ja, du läßt dir manch Gemütliches entgehen.“ Sie lehnte sich behaglich zurück, schlug ein Bein übers andere und hüllte den ganzen Oberkörper mit einigen tiefen Zügen in eine Rauchwolke. Ganz unvermittelt kam aus der Wolke ihre Stimme: „Du kannst dir wohl nicht denken, warum ich dich heute morgen so unerwartet angeläutet habe? Es kam dir doch unerwartet, was?“

„Sehr“, gestand Filip. „Warum also? Hastest du einen besonderen Grund?“

Nachdem die Dame Henriette die Wolke um ihr Haupt noch mehr verdichtet hatte, sagte sie: „Man braucht einen Ausgleich, mein lieber Philipp. Zumal wenn man alt wird. Da befriedigt einen das Geschäft allein nicht mehr. Es macht einem nicht mehr den rechten Spaß, man bekommt die Nase voll davon. Man braucht einen Ausgleich.“ Sie machte eine Pause. Als schluckte der Rauch ihre Stimme ein, klang sie jetzt verschwommen: „Grietje ist für mich der Ausgleich. Ich hänge sehr an dem Mädchen. Es gibt keine, die so ist wie sie. Ich habe sie gern. Jetzt hast du sie mir ausgedehnt. Schön, ich habe nichts dagegen gesagt. Es macht ihr Spaß. Und sie soll mal rauskommen. . . Aber ich bin allein, lieber Philipp. Eine einsame alte Frau. . .“ Kräftiger setzte sie hinzu: „Na, dann ist es nicht mehr wie recht und billig, daß du Grietje ein bißchen erseht. Deswegen habe ich dich hierher geholt. — Trinkst du einen Kognak? Geh zu, dort in dem Schränkchen stehen die Schnapsflaschen. Such dir aus, was du willst! Mir bringe einen Kognak! Mir ist ganz flau im Magen.“

Filip holte die Flasche und zwei Gläschen und goß Kognak ein.

Er reichte der alten Dame das eine Gläschen durch die Rauchschwaden.

„Prost, Junge!“ sagte die Dame Henriette.

„Prost, Tante!“ sagte Philipp Rastor.

Beim Abschied erst sagte Filip: „Ich will gern öfter zu dir kommen, Tante. Wenn es dir recht ist, jeden Abend. Ich habe sehr wenig wirkliche Freunde in Berlin.“

„Gut, gut, mein Junge, komm nur! Dann spielen wir zusammen Schach oder plaudern etwas. Wenn du Lust hast, kannst du auch wieder bei mir wohnen. Das Haus ist groß genug, und niemand stört dich. Grietje ist ja fort.“

Als Filip langsam nach dem Reichskanzlerpalats zugeing, gingen vielerlei Gedanken durch seinen Kopf. Schließlich fanden sie einen festen Punkt. Das war Ose. Ose fehlte ihm. Er glaubte, so einsam zu sein wie die

Tante, ohne Ose. Wo sie wohl im Augenblick sein mochte?

Ose befand sich mit Sciajola und Grietje auf der zweiten Etappe, auf der Fahrt nach Bonn. Und heute geschah es, daß ihr Wagen in der weiten norddeutschen Tiefebene vor einer geschlossenen Bahnplanke anhalten mußte. Ein Express schoß vorüber. Er kam von Köln, es war ein Pariser Wagen dabei. In dem Pariser Wagen saß in etwas müder Haltung ein Mann Mitte der Dreißig. Sehnen und Muskeln waren gelodert. Aber man sah es der kraftvollen Gestalt an, daß es nur eines inneren Zurses bedurfte, um sie sofort in tatkräftige Bereitschaft zu setzen. Das Gesicht war klar und hart gemeißelt in allen Zügen. Eine hohe und wuchtig gewölbte Stirn, eine steil und kühn vorspringende Nase, scharf gezeichnete Backenknochen, ein kräftiger Hals. Der Mund war sehr breit, und zwei Falten liefen von den Nasenflügeln um seine Winkel herum. Die Augen hell, im Blaugrau eines nordischen Himmels. Dabei war das Haupthaar braun, doch gleichfalls mit einem Schuß ins Rötliche.

Dieser Mann, dessen Gesicht in der Ruhe schon etwas Gewinnendes, fast Bestechendes hatte, war Thomas Mac Farland, der Erbe der großen Detroiter Automobilfabrik, der Mann, dem Ose, die da draußen ahnungslos vor der Schranke hielt, ausgewichen war. Nachdem er in Paris die Filiale seiner Firma besucht hatte, wollte er nun auch seine Berliner Filiale inspizieren. Einen ganz kleinen Nebenwed hatte die Kette noch, er wollte sich rasch im Vorbeigehen das kleine Mädchen Ose Söresand ansehen.

Eben in diesem Augenblick dachte er an das Mädchen. Aber er versuchte nicht, sich ein Bild von ihr zu machen oder sich das Zusammentreffen auszumalen — er besaß recht wenig Phantasie.

Am Abend kamen Ose in Köln und Thomas Mac Farland in Berlin an.

8.

Ziemlich früh am nächsten Morgen wurde Thomas Mac Farland vom Leiter seiner Berliner Filiale abgeholt. In einem Farlandwagen fuhren sie in das Werk nach Schmargendorf und von hier zur Verkaufsstelle Unter den Linden. Es war Mittag vorbei, als Mac Farland in der Lindenstraße vor dem Verlagshaus Brandenburg aus dem Wagen stieg. Er hatte sich bei Dr. Ulrich Brandenburg angemeldet und wurde sogleich empfangen.

Ulrich Brandenburg bot seinem Besuch einen Sessel an und erkundigte sich höflich nach seinen Wünschen. Er kannte die Farland-Automobile, viele seiner Verlagsobjekte brachten nicht unbeträchtliche Inserate von ihnen. Den Chef einer solchen Firma mußte man zuvorkommend behandeln.

Thomas Mac Farland hielt sich nicht bei der Vorrede auf. Er wußte, wie wertvoll jede Minute bei Geschäftsleuten von seinem und vom Schlage Brandenburgs war. In einem schwerfälligen Deutsch begann er: „Ich komme aus Amerika, um unsere Europafilialen zu be-

stüßigen. In Berlin habe ich noch eine andere Sache. Eine persönliche Sache. Ich will Miß Söreland besuchen."

Ulrich Brandenburg zog die buschigen Brauen hoch. Er hob den Kopf und sah sich seinen Besuch eine Weile schweigend an. "Meine Rechte Ofse Söreland?" vergewisserte er sich dann.

"Ganz recht. Sie ist Ihre Rechte, und sie wird uns beide zu Verwandten machen, Mr. Brandenburg."

"Ach? Dann sind Sie wohl verwandt mit den Sörelands in Pittsburg?"

Thomas Mac Farland schüttelte den Kopf: "Nein, so nicht. Ich werde Miß Söreland heiraten — wenn sie mir gefällt. Dann sind wir Verwandte."

Ulrich Brandenburg lehnte sich zurück und stemmte die Hände gegen die Schreibtischkante. Abermals musterte er sein Gegenüber, diesmal mit tiefem Staunen, in das sich leiser Spott mischte. "Sehen Sie mal an! Wenn sie Ihnen gefällt . . ." sagte er belustigt.

"Ich nehme an, sie wird mir gefallen." Thomas Mac Farland lächelte. Die zwei Falten um den Mund vertieften sich.

"Ich nehme das auch an", sagte Ulrich Brandenburg trocken. "Sie kennen sie also noch gar nicht?"

"Nein. Aber ich werde sie durch Sie kennenlernen." Alles, was Thomas Mac Farland sagte, klang so selbstverständlich und einfach, als gebe es überhaupt keine Schwierigkeiten.

Um so verblüffender mußte jetzt Brandenburgs Mitteilung wirken. Mit großem Bedauern schüttelte er den Kopf, als er sagte: "Leider ist es nicht möglich, daß Sie meine Rechte durch mich kennenlernen. Sie ist nämlich durchgebrannt."

Der Amerikaner schien nicht recht zu verstehen. "Durchgebrannt? Wie meinen Sie das?"

"Sie hat mein Haus verlassen. Gegen meinen Willen. Sie ist auf einer sehr zeitgemäßen Reise begriffen, auf einer Art Fuchsjagd. Sie haben noch nichts davon gehört? Dann ist die Albernheit der „Lebensfragen“ also noch nicht in der ganzen Weltgeschichte herumgekommen. Das beruhigt mich einigermaßen. Kein Mensch weiß, wo sich in diesem Augenblick meine Rechte aufhält — höchstens die Schriftleitung der „Lebensfragen“."

"Lebensfragen?" Was ist das?"

"Die Konkurrenz des „Lebensweges“."

Ulrich Brandenburg gab seinen spöttischen Ton auf. Er machte den Amerikaner vertraut mit der Jagd nach dem Glück. Er ließ die letzten beiden Nummern der „Lebensfragen“ bringen, in denen Osses Start bekanntgegeben war, und die ausführliche Schilderung der ersten Etappe.

Thomas Mac Farland betrachtete eingehend die Bilder. Er nahm sogar eine Lupe vom Schreibtisch, um Osses Gesicht mit derselben Sachlichkeit zu betrachten, mit der er etwa Konstruktionszeichnungen betrachten mochte.

Er nickte anerkennend: "Sie scheint wirklich eine sehr hübsche Dame." Und sehr bestimmt: "Es ist wohl sicher, daß ich sie heirate."

Ulrich Brandenburg unterdrückte ein Grinsen. Mac Farlands Besuch machte ihm Spaß. Er verschaffte ihm eine kleine Genugtuung, die erste Genugtuung seit Beginn des mühslichen Wettbewerbes. Er freute sich, durch die Mitteilung von Osses Ausreifen das Selbstbewußtsein dieses Amerikaners zu erschüttern.

Aber auf Thomas Mac Farland schien nichts den geringsten Eindruck zu machen. Er sagte, als sei auch das eine ganz schlichte Selbstverständlichkeit: "Miß Söreland ist eine wundervolle Dame. Ich werde sie verfolgen. Ich finde die Sache großartig. Sie ist originell. Miß Söreland flieht vor den Männern, das gefällt mir."

"Hm, es ist schon eine ganze Menge hinter ihr her."

"Das macht nichts. Die anderen verfolgen sie, ich heirate sie." Dabei erhob er sich schon, als sei seine Mission bei Brandenburg bereits erledigt.

"Herzlichen Glückwunsch", sagte Ulrich Brandenburg trocken.

"Und jetzt wäre ich Ihnen so dankbar für die Adresse jener Zeitschrift. „Wie heißt sie?"

"Lebensfragen". — Sie wollen der Schriftleitung vermutlich aufs Dach steigen?"

"Aufs Dach steigen? Was ist das? — Nein, ich will diesen Leuten sagen, was ihnen gesagt werden muß." Thomas Mac Farland machte ein sehr kampflustiges Gesicht.

"Nun, dann meinen wir dasselbe", nickte Ulrich Brandenburg zufrieden. Mit seltener Willfährigkeit gab er die Adresse und nannte dabei zweimal deutlich Klips Namen: Das sei der Mann, an den man sich halten müsse.

Thomas Mac Farland verabschiedete sich. An der Tür schon fragte er noch: "Warum haben Sie eigentlich Ihre Rechte mit Ihrer Konkurrenz durchbrennen lassen?"

"Weil ich sie nicht anbinden kann", gab Ulrich Brandenburg mürrisch zur Antwort.

"Das ist richtig. Aber wenn ich sie mal habe, brennt sie nicht durch, und ich werde sie auch nicht anbinden. Wiedersehen, Mr. Brandenburg!" Die lange, kraftvolle Gestalt verschwand.

Ulrich Brandenburg ließ sich durch das Haus-telefon mit seinem Sohne verbinden. Seine Stimme klang sanft und milde, als er sprach: "Ich wollte dir nur mitteilen, Theo, daß du soeben einen weiteren Konkurrenten bei Ofse Söreland bekommen hast: Thomas Mac Farland. Du kennst die Farland-Automobile natürlich, wir haben ja selbst ein paar Lieferwagen. Also der Junior dieser Firma war soeben bei mir. Und jetzt ist er auf dem Weg zu den „Lebensfragen“. Morgen wird er vielleicht schon hinter Ofse her sein. — Ich bin nur gespannt, ob du auch noch einmal in der Sache etwas unternimmst."

Er hängte ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Arbeitete. Aber es wollte mit der Arbeit nicht recht gehen. Die verhasste Konkurrenz spukte wieder im Kopf. Plötzlich griff er abermals nach dem Hörer und ließ sich mit Heinrich Wohlgemuth verbinden. Seine Stimme war eitel Wohlwollen und Liebenswürdigkeit, als er mit dem Ledermännchen sprach. Es war indes nichts Besonderes, was er mit ihm zu bereden hatte: ob Wohlgemuth einen kleinen Druckauftrag übernehmen könne, Brandenburgs letzte Maschine sei wieder mal beseht. Wohlgemuth griff mit beiden Händen zu. — Dann flocht Ulrich Brandenburg ein, ob ihn der Kollege gelegentlich mal, möglichst bald, besuchen könne, um mit ihm den Auftrag zu besprechen. Außerdem habe er ihm noch einen Vorschlag zu machen, der für Heinrich Wohlgemuth allerhand Vorteilhafter habe. Wohlgemuth sagte den Besuch schon für den folgenden Tag zu.

Mit diesem Anruf hatte Ulrich Brandenburg an Stelle seines Sohnes „etwas unternommen“.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vogel auf der Veranda.

Chinesisches Gedicht.

Von Walter Meckauer.

Ich gehe hinaus auf die Veranda,
Um das Städtchen zu überbliden.
Da kommt geflogen ein buntes Vögelchen
Und will ein paar Körner vom Boden piden.

Das bunte Vögelchen sitzt am Geländer,
Ich streue ihm Brot, da beginnt es zu lingen.
Es singt eine traurige Weise,
Die will mir das Herz durchdringen.

Es zwitschert die erste Zeile:
Man hat Fanfu zum Militär gewonnen.
Es zwitschert die letzte Zeile:
Ach, Fanfu ist in der Schlacht gestorben!

Sammelt euch um mich, Gespielinnen,
Kommt und hört, wie es ging dem Meinen —
Wer nur jemals Liebe hat gefühlt,
Soll mir helfen weinen!

Ein vergilbtes Tagebuchblatt.

Stizze von Otto Fabian.

Auf dem Fort hängt noch die weiße Fahne schlaff am Mast. Die Besatzung hat ihren Gang in die Gefangenschaft angetreten. Hinter der Hecke verschwinden die letzten Rothosen. Strömende Sonntagssonne liegt über mohrroten Feldern. Blanker, blauer Himmel zieht sich in die ferne Unendlichkeit.

Eine Gruppe unserer Kompanie ist zurückgeblieben, die letzte Pflicht an den Gefallenen zu erfüllen. Die ruhen nun fast zwei Meter unter der heißen Erde. Auf einen Spatenstich Tiefe ist es uns nicht angekommen. Hans Hellrich liegt auch da unten. Gestern mittag sagte er noch zu mir: „Junge, endlich sind wir auch dabei!“ Das muß ich wohl seinem Vater schreiben, damit der weiß, daß sich hier nicht wunders wie schwer stirbt. Morgen will ich den Brief schreiben. Oder doch schon heute ...

Was war das in der Nacht beim Angriff und heute morgen, Schwertmann und Fensle, nicht weit vor mir, sprechen auch noch davon. Das ging so: Wir sind im nachtdunklen Dorf dicht vor dem Fort. Ein paar Schüsse. Niemand weiß, woher sie kommen. „Hinlegen!“ schreit der Hauptmann. Klack — klack — klack ... Befehl ausgeführt. Wir horchen in die Nacht. Eine Kage miaut, ein Hund schlägt heiser an. Alle Häuser haben tote Augen. Ich drehe meinen Kopf langsam nach links. Mattern liegt ja da! Mattern, der Brautnecht, der Bulle von Kerl. Mächtige Glieder, ein kraftgeladener Raden, eine Stimme wie eine kleine, etwas heisere Sirene. Als wir ausrückten, sagte der Feldwebel: „Wenn es zum Nahkampf kommt und es fehlt einem von Euch der Murr, verstanden, der halte sich hinter Mattern. Der schafft's und zeigt's Euch!“ Dabei sah er Gründken an, den schwächlichen Schreinergefelten, der hinter Mattern im zweiten Glied stand und ein unburchbringliches Gesicht machte. Seitdem war Mattern der Kerl. Seine Stimme hatte Gewicht. Auf seinem Waffenrock, der sich über der mächtigen Brust wamte, sahen wir schon das saubere Ordensbändchen leuchten.

Daran muß ich jetzt denken, wie ich in der Straßentimme liege. Aber mitten in den Gedanken zischt eine Kugel und klatscht in eins der toten Fenster. Glas splittert. Mattern reißt die Knarre hoch. Pass — pass — pass —. Der Hauptmann schreit: „Halt! Halt! Welcher Schlumpfschäpe knallt denn da nach dem Mond? Die Schüsse kommen doch von der Höhe. Ruhe, Kerls, Ru — — he!“

Mattern legt vorsichtig den Sicherungsflügel herum, zieht das Gewehr zurück und preßt seinen Kopf auf den blanken Lauf. Jetzt ist wieder stille bläuliche Sommernacht. „Auf!“ Im Gänsemarsch geht es aus dem Dorf in die schmalen Feldwege, an Kiesgruben, Drahtzäunen und niedrigen Hecken vorbei. Ein Leich liegt da wie eine glänzende Silberchale. Vor uns wuchtet das massige Fort aus der Nacht. Die Stille ist unheimlich. Ein bißchen Gelatter wäre uns lieber. Die aufgepflanzten Seitengewehre glitzern freudig erregt durch das Blauschwarz der Nacht. Die Kompanie entwickelt sich auf freiem, mählich ansteigendem Felde. Es duftet nach frischem Heu. Das Fort liegt breit und geruhig auf der Kuppe. Die ersten Drahtverhaue nahen. Scheren heraus! Durch! Nichts regt sich. Unsere schweren Motorbatterien müssen am Nachmittage das Fort wohl zugebedeckt haben.

Huiii — rad — rad — — —. Was folgt, ist ein wilder Wirbel von Ereignissen. Feuergearden über uns. Rasendes Maschinengewehrfeuer aus der linken Flanke. Schreie, Rufe. Dann die Stimme des Hauptmanns: „Liegenbleiben!“ Aber unseren Leibern prallt ein wilder Feuerregen. O du jäherverwandtes, ernteduftendes Feld! Du fliehende Stille der Nacht!

Im Dorf flutet alles durcheinander. Der Angriff ist mißglückt. Mattern rennt mir in die Quere, hat weitaufgerissene Augen und leuchtenden Atem. Hinter dem Dorf, in einem Waldstück, sammeln wir uns. Der Hauptmann knirscht mit den Zähnen. Meldegänger kommen. „Gewehre zusammensetzen!“ Der Feldwebel verküßt die Namen. Manchmal bleibt das „Hier!“ aus. Auch die beiden Schreinergefelten aus derselben Gruppe fehlen. Seltsam: Zwei, die an einer Hobelbank daheim gestanden, hat es zu gleicher Stunde erwischt!

Die schweren Batterien orgeln wieder. Unter der Flugbahn ihrer Geschosse liegen wir wie mit einem Mantel sicherer Geborgenheit zugebedeckt. Am Morgen geht der Tanz von neuem los. Die Sonne gleißt, der Himmel ist wie ein blaues unendliches Meer mit weißen Sandbänken. Jetzt läuten zu Hause die Sonntagsglocken ...

Der Halbring unserer Leiber wird zu einer Klammer, die auf die Erdruppe zutrifft. Der Kampflärm schwimmt an. Da flattert auf dem Fort etwas Weißes, geht hoch wie müde Schmetterlingsflügel. Die Besatzung ergibt sich. In den Kasematten finden wir die beiden Schreinergefelten. Gründken hat in der Nacht den schwerverwundeten Kameraden gesucht, gefunden und fast gerettet. Am Hohlweg, wo die Tragbahnen standen, schnappte eine feindliche Patrouille sie weg. „Ein Kerl!“ sagt der Hauptmann, drückt ihm die Hand und schneuzt sich. Er hat das so an der Ge-

wohnheit. Was ein Kampf auf Leben und Tod die Spreu doch vom Weizen sondert! Der schwächliche Gründken ist ein Red geworden. Oder war er es immer und hat ihm nur die Gelegenheit gefehlt zu zeigen, was in ihm redt?

Das war vor wenigen Stunden ...

Unsere Arbeit ist beendet. Der Gruppenführer winkt, daß wir uns fertig machen sollen. Ein Meldegänger kommt übers Feld gerannt. Schweiß tropft ihm vom Gesicht. Seine Stimme ist heiser: „Schwerer Straßentampf im nächsten Dorf. Ich muß das II. Bataillon holen!“

Sind welche gefallen?“ fragt jemand.

Er dreht sich im Laufen um: „Gründken! Kopfschuß! Der ging 'ran, Junge, Junge!“

Wir sehen uns an. Fern grumelt es tief wie Glockengeläut und feierliches Lebeum ... Zu Hause gehen die Mädchen jetzt sicher in weißen Kleidern.

Der „Aurorafalter“.

Von Albert Reitsch-St. Andrä.

An einem Tisch im Speisesaal des „Zentralhotels“ saßen einige Damen plaudernd beisammen. Plötzlich erweckte der Kellner ihr Interesse, der an der Table d'hôte ein neues Kuvert auflegte.

„Werden wir einen neuen Gast haben?“ fragte eine der Damen.

„Ja“, antwortete Jean, „Fräulein Pamela Saar, welche auch bei uns logieren wird“, und er stellte mit unnachahmlicher Grazie noch einen Stuhl an den fertig gedeckten Tisch.

In der Phantasie einer der Damen krieg sofort das Bild eines jungen Mädchens aus der Pension empor, lang, hager, nicht besonders hübsch, immer mit irgendeinem „Glitz“ beschäftigt. Das Interesse für diesen Sport schien ihr geblieben zu sein, denn sie schrieb ihrer ehemaligen Pensionskollegin von Zeit zu Zeit aus der Provinz Briefe, welche meist damit schlossen, daß sie bald werde ihre Verlobung melden können. Sie war stets auf der Suche nach dem Richtigen, welchen sie mit Herz und Hand beglücken könne. Sie hatte immer irgendeinen „Plan“.

Der Gedankengang der jungen Frau wurde durch das Eintreten der Institutsfreundin unterbrochen.

Lang, hager wie ehedem, sehr schief gekleidet, rauschte sie in einer Wolke von Spitzen, Tüll und Parfüm herein. Die junge Frau erkannte sie sogleich, obwohl die 12 verfloßenen Jahre an ihrem Gesicht natürlich nicht spurlos vorübergegangen waren.

Pamela erkannte die ehemalige Institutskollegin ebenfalls, freute sich, eine Bekannte an diesem Orte zu finden, nachdem ihr Blick die nur mit Damen besetzte Tafel gestreift hatte.

„O, wir sind nicht so weltvergessen, als du zu meinen scheinst“, Pamela, unsere Herrn sind heute anderwärts geladen.“

Pamelas ärgerliche Miene hellte sich auf. „Ja, wir haben diesen Artikel sogar in der Mehrzahl, wenn es auch scheint, als ob die jungen Damen hier nur einen davon für begehrenswert hielten, nämlich unseren „Aurorafalter“, Herrn Lieben, so genannt, weil er stets weiße, grünlich gewollte Anzüge trägt und weiße Schuhe. Da er offenbar kein Heiratskandidat sein will, weiß er sich zum Argernis der jungen Mädchen samt Heiratspläne schmiedenden Tanten und Müttern erstere dadurch fernzuhalten, daß er nur jungen Frauen oder zum mindesten verlobten Damen die Kur schneidet.“

„Ei, das trifft sich gut!“ flüsterte Pamela lächelnd, mehr für sich, denn als Antwort auf die Erklärungen der Freundin über den interessanten Kurgast. „Aurorafalter“.

„Bist du etwa verlobt?“ fragte die ehemalige Pensionskollegin erstaunt.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“ sagte Pamela, ohne jedoch die Frage zu beantworten. Sie stand auf, um sich zurückzuziehen, denn sie sei von der Reise ermüdet. Die einstige Schulkollegin grübelte noch eine Weile, ob es Pamela wirklich gelungen, das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben, nämlich verlobt zu sein. —

Eines Tages, da Pamela sich entschlossen, den weltvergessenen Winkel einige Zeit mit ihrer Gegenwart zu bereichern und die Damen eben an der Speisetafel saßen, hauchte sie ihrer Freundin recht verständlich zu, indem sie schnell ein Briefchen, welches man auf ihren Teller gelegt hatte, in die Handtasche gleiten ließ: „Ein Brief von meinem Bräutigam.“

„Du bist also wirklich verlobt?“

„Nun, warum sollte ich nicht? Doch werde ich mir künftighin meine Briefe aufs Zimmer bringen lassen, in diesem kleinen Nest scheint doch alles Aussehen zu erregen!“

Von diesem Tage an mandirte unser Aurorafalter so geschickt, daß er in etlichen Tagen schon Pamelas Tisch-nachbar zur Linken war, wo sie sich bald gemeinschaftlich in die Frage vertieften, wie man es eigentlich fertig brächte, hier in diesem einsamen Orte die Zeit totzuschlagen. Nicht einmal richtig Toilette könnte man hier machen. Dabei hatte Pamela zwei Kiesentöffer mitgebracht, mit dessen Inhalte sie zum Reid der jungen Damenwelt Tag für Tag paradierte, während Herr Lieben, geschmeichelt durch die Gunst dieser eleganten Dame, stolz wie ein Pfau an ihrer Seite mit dem Einglas im Auge durch die Gänge des Rurgartens spazierte.

Alle Damen, welche die friedliche Stille des kleinen Ortes liebten, ärgerten sich nicht wenig über die Mißachtung des lieben, freundlichen Nestchens, auch mißfiel es allgemein höchlich, daß Pamela, nachdem sie endlich das jahrelang so mühsam erkämpfte Ziel, einen Bräutigam, gefunden hatte, nun doch ihr ewiges Flirten nicht lassen konnte.

„Ist dein Bräutigam gar nicht eifersüchtig, wenn du hier so allein —“ fragte eines Tages die gewesene Pensionskollegin.

„Ich verstehe, was du sagen willst!“ antwortete Pamela etwas spitzig. „Erstens ist er wirklich nicht eifersüchtig, und was das wichtigste ist — er ist nicht hier, mich zu beobachten — auch ist er wirklich der bequemste Bräutigam, welchen man nur wünschen kann“, und sie reichte dem Aurorafalter, welcher schon wieder dahergeflattert kam, lächelnd die Hand.

So verging Woche um Woche, während welcher Zeit sich Herr Lieben ganz dem Ritterdienste Fräulein Pamelas widmete und alle Damen hofften, der Bräutigam würde plötzlich mit einem Donnerwetter erscheinen. Die jungen Mädchen hofften sogar ein Duell oder dergl. — So oft Pamela einen Brief von ihrem Verlobten erhielt, zog sie sich mit diesem so auffällig als möglich auf eine Bank im Rurgarten zurück, um ungestört sich mit ihrem Künftigen unterhalten zu können.

Heute hatte der Aurorafalter zufällig dieselbe Bank für seine elegante Schwärmerie aufgesucht und: „O, er wolle nicht stören, sie würde ihm verzeihen . . .“ — und schon hatte er, nachdem er noch einigemal beteuerte, er wolle nicht stören, an der Seite Fräulein Pamelas Platz genommen. Diese steckte den Brief zu sich, das heißt, in der Eile schien sie kein richtiges Versteck für das Briefchen gefunden zu haben, denn als sie nach einiger Zeit sich von Herrn Lieben verabschiedete, entdeckte dieser das Schriftstück am Boden und wollte sofort damit dem Fräulein nachsehen, als er plötzlich einen Blick darauf warf und dort seinen Namen entdeckte. Nun konnte er seine Neugierde nicht mehr beherrschen, einen Blick in den Brief von Pamelas Verlobten zu tun. Dieser zweite Blick genügte vollkommen, er steckte den Brief in die Brusttasche seines hellen Anzuges und schritt in stichlich gehobener Stimmung mit großer Gedenhaftigkeit dem Hause zu.

Ein wunderbarer Mondscheinabend folgte diesem Nachmittag. Pamela lehnte an dem Terrassengeländer, schwärmte den Mond an und ließ sich vom Aurorafalter dabei helfen. Plötzlich eine leise geflüsterte „Beruhigen Sie sich“ Herrn Liebens, „ich habe den Brief gefunden, hier ist er zurück.“

„O Dank, tausend Dank, ich suchte stundenlang, o diese Angst, es könnte ihn jemand lesen —“. Pause. Der Aurorafalter endlich mit vibrierender Stimme: „Pamela, ist es wahr, was drinnen steht?“ —

Pamela aufgeregt: „O, Sie haben gelesen? Das — ist — infam! — Wie konnten Sie . . .“ Sie schien zu weinen, aber Herr Lieben beachtete es nicht.

„Sie lieben mich!“ rief er triumphierend. „Ihr Verlobter hat es geschrieben, Pamela, ist es wahr?“ —

Da stürzten die jungen Leute über die Terrasse, der Mond schlüpfte hinter die Wolken und die interessante Szene war unterbrochen. —

Des anderen Morgens kam Pamela mit wichtiger Miene in das Zimmer ihrer Freundin: „Ich bin verlobt!“

„Nun, das ist doch nichts Neues!“

„Ah, du meinst mit meinem fernen Bräutigam?“

„Nun ja, was sonst?“

„O, ich bin doch seit gestern mit Herrn Lieben verlobt.“ Die Freundin riß erstaunt die Augen auf. „Und dein abwesender Bräutigam?“

„Ah, du glaubst an den?“ Und sie lächelte überlegen. „Der hat gar nicht existiert!“

„Aber er schrieb dir doch fast täglich Briefe . . .?“

„Erlaube, die schrieb ich natürlich selbst.“

„Was selbst?“ rief die Freundin erstaunt.

„Und schickte sie meinem Mädchen nach Hause, welches dieselben wieder hierher zurückadressierte.“

„Aber ich verstehe nicht, weshalb du . . .“

„Um mich leichter zu verloben.“

„Ah, du verlobtest dich, um dich leichter zu verloben?“

„Ja, erstens macht es sich sehr interessant, und dann, du sagtest ja, daß Herr Lieben . . . Nun, es war ein guter Plan und er ist gelungen.“

„Großartig gelungen! . . .“, rief die Freundin entrüstet über dies erstaunliche Rassinement.

„Na, man tut eben sein möglichstes. Ich hoffe, du gönnst mir doch meinen Bräutigam?“

„O, vollkommen, sei überzeugt, aber noch mehr gönne ich dich — ihm!“

Noch am selben Tag war das Pärchen abgereist und nach etlichen Wochen erhielt die Tafelrunde die Vermählungsanzeige.

Tropennacht.

Von Mag-Georg von Koller.

Man weiß nicht recht: ist es nur ein Traum oder Wirklichkeit, dieser Zauber, der einen umgibt, — umgaukelt mit allen unsichtbaren Künsten der Natur. —

Aber es ist Wirklichkeit, und man träumt mit offenen Augen, die hinausstaunen zu dem Gefunfel und Geglitzer am dunklen Nachthimmel. Da sind keine Sterne, wie wir sie hier bei uns kennen, da sind große blühende Brillanten, bunt und flackernd. Nicht wie bei uns nur so einzeln hineingestreut in die Unendlichkeit der großen Himmelskugel, sondern zusammengedrängt zu Milliarden auf engem Raum, durch den silbern hell die breite Bahn der Milchstraße sich windet, so daß man nicht glauben möchte, alles seien Sterne. Im Westen blinkt der Venus bläuliches Licht und spiegelt im Wasser als unruhiger, glänzender Streifen.

Sonst ist es dunkel umher. Der Passat haucht weichen Atem aus und verflücht kühlend des Tages Glut. Auf breiten Bogen wiegt der Leib des Schiffes, mit scharfem Bug das dunkle unendliche Meer zerteilend, daß es aufschäumt, sich aufbäumt aus seiner Ruhe und brodelnd und gludsend an bebenden Schiffsbanken vorüberstreicht.

Der Schaum ist nicht weiß vom fahlen Sternenlicht, er scheint silbern, blühend von sich heraus. Es ist Meeresleuchten. Lebendig glühert es in dem perlenden, schäumen-den Wasser, und jeder springende Tropfen gleicht einem Diamanten. Durch Milliarden Diamanten raucht das Schiff, und eine breite gleißende Bahn zeichnet den Weg, den es kam. Erst weit, sehr weit entfernt verflücht der Silberstreifen im Dunkel.

Dumpf hämmert die Maschine ihr monotones Lied durch die große Stille. Dunkle Gestalten auf der Brücke stehen regungslos. Sie halten Wache, und doch träumen auch sie. Sonst würden sie miteinander sprechen. Aber wer mag reden, wenn eine solche Tropennacht um ihn?

Im scharfen Jid-Jad jagt, einem Kometen gleich, ein leuchtender Körper neben dem Schiff dahin. Ein Hai ist's, der heutigetierig den Menschen hier begleitet, Nahrung zu haschen; vielleicht ihn selber. Grausames Scheusal des Meeres, Feind des Seefahrers. — Die Augen bleiben auf ihm haften. Wirklichkeit oder Traum, dieser Meereskomet? Zauberhaftes Bild unter dem Meerespiegel, dieser jagende, glänzende Kometenschweif. Meeresleuchten!

Der Blick des Wachthabenden auf der Brücke geht bisweilen hinaus zur Venus, dann wieder zu dem mächtigen Ungeheuer mit dem märchenhaft glitzernden Panzer dort tief unter ihm.

Dann kommt die Ablösung . . . „Gute Wache“ und „Gute Ruhe“ wünschen sie sich, und es ist wieder still, wie zuvor. Sie, die da wachen, sind wieder alleine mit sich und mit den Sternen, sie atmen den lauen Passat und tauschen dem dumpfen Hämmern der Maschinen. . .

Nur ganz schwach heben sich in der Ferne dunkle Berge gegen den Sternenhimmel ab. Dort irgendwo steht auch das Kreuz des Südens. Leise tönt zur Brücke hinauf eine sehnsüchtige Melodie. Der Ausguck summt halb träumend und wachend ein Lied in die Tropennacht.